Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 1 | Bremen-Berlin, den 2. Januar | 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: „O Menschenkind, bete auch du!" Von G. Freybe. — Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien. I. Von Lic. Dr. Georg Hollmann. — Hellenentum und Christentum. I. Von Prof. Dr. Achelis. — Römisches Christentum. Von D. Dreydorff. — Die Einkünfte der preußischen Geistlichen. Von Pastor Lorenz. — Gerechtigkeit. Von Ernst Baars. — Vom Büchertisch.

„O Menschenkind, bete auch du!"

Eines Abends steht eine Mutter am Fenster. Sie hat ihren vierjährigen Sohn auf dem Arme und zeigt ihm die untergehende glühend rote Sonne, die weithin die Wolken des Abendhimmels mit sehnsuchtweckenden Farben schmückt. In andachtvollem Schweigen blicken beide auf die ernste Schönheit des sterbenden Tages, die mit unwiderstehlichem Reize sie fesselt. Tiefer und tiefer sinkt es, das Licht der Welten, nur noch ein letzter schmaler Streifen; mit schleichender Eile werden die Wolken matter und dunkler, und bald sieht man hier und da, anfangs ganz einzeln und einsam, ein paar Sterne wie neugierige Kinder aus den Fenstern des Wolkenhauses schüchtern hervorlugen. Kaum merklich mehrt sich ihre Zahl; aber je klarer sie hervortreten, desto dunkler wird der Himmel, und gar bald gleicht er einer mit goldenen Perlen besetzten tiefschwarzen Riesendecke. Lautlos, mit großen Augen und ernstem Gesicht hat der kleine Knabe alles wahrgenommen und die vereinzelten kurzen Hinweise der Mutter vernommen. Da plötzlich wendet er sich hastig mit erregten Mienen an sie und fragt: „Mutter, kommt dieser Tag nun ganz gewiß nie und nie wieder?" Und die Mutter spricht ruhig, das weiche Haar ihres Lieblinges sanft streichelnd: „Nein, mein Sohn, dieser Tag ist dahin und kommt niemals wieder." „O Mutter", seufzt da der Knabe mit schneller sich hebender Brust, „das ist ja aber ganz furchtbar traurig!"

Was hier dieser Knabe zum erstenmal empfunden, die Unwiederbringlichkeit und schnelle Vergänglichkeit der Zeit, jedes auch noch so kleinen Zeitabschnittes, das ist „furchtbar traurig", weil tief ernst. Gerade das Kleine, Alltägliche und Gewöhnliche, das Natürliche und Allgemein-Menschliche ist doch wohl das Unbegreiflichste und oft auch das am meisten Beängstigende. Was ist ein Tag, ein Monat, ein Jahr, ein Menschenleben, gemessen an der grenzenlosen Zeit? Ein Nichts, ein Hauch, ein flüchtiger Schatten, ein schnell verschwindender Streifen. Aber gemessen an der unentrinnbaren Ewigkeit? Ein Saatfeld, eine Aufgabe, eine Pflichtensumme, eine Versäumnisliste, eine drohende Anklage, eine drückende Schuld. Sofort verschieben sich die Begriffe, und die Wirklichkeit gewinnt ein ganz anderes Aussehen, wenn sie einmal im Licht der Ewigkeit betrachtet wird; gewiß, nichts kehrt wieder, versunken, verschwunden; und doch alles, jeder Tag, jede Stunde kehrt wieder, — wenn auch in anderer Gestalt — die gute wie die böse, die nützlich angewandte und die vergeudete Stunde. Denn was du lebtest, bist du geworden und bleibst du; es kehrt alles, alles wieder an dir oder in dir, in deiner Erinnerung oder vor deinem Gewissen, am Maß deiner Kräfte oder im Druck deiner Leiden, als Wirkung auf deine Mitmenschen und als Erbe für deine Nachkommen. Jede Welle der Zeit, die ins Meer des Ozeans fließt, mag sie sich gleich in Nebel und Wolkendunst auflösen, sie kehrt wieder, immer aufs neue, im unaufhaltsamen Wandel. Und so kehrst du selber wieder, bewußt oder unbewußt. Wohl uns, wenn wir uns vor unsrer eigenen Wiederkehr nicht zu fürchten brauchen! Dann haben wir sanfte Ruhe mitten im brausenden Ozean der Zeit und fröhliches Erwachen, wenn uns die Wogen der Zeit an das unwandelbare Gestade der Ewigkeit getragen haben. Darum „Ewigkeit in die Zeit leuchte hell hinein, daß uns werde groß das Kleine und das Große klein erscheine!" Wie einst Spitta in sinnender Anbetung am Abend eines Tages empfand und sang, so halten auch wir unsre Abendfeier in der Zeit und dereinst von der Zeit:

„Und alles betet lebendig
Um eine selige Ruh',
Und alles mahnt mich inständig:
O Menschenkind, bete auch du!"

G. Freybe.

Kämpfendes Christentum in unseren Evangelien.

Von Lic. Dr. Georg Hollmann.

I.

Unsere Evangelien — Kampfliteratur? Wir haben bisher immer geglaubt, sie seien Erbauungsschriften! Gewiß, das sind sie auch in erster Linie. Sie wollen den Glauben an Jesus Christus wecken, mehren, festigen. Das Bild, das der Verfasser selbst im Herzen trägt und das seine Kraft ist, soll auch bei andern seine Wirkung ausüben. Das ist seine Hoffnung, sein Wunsch. — Wir haben auch gedacht, unsere Evangelien seien Geschichtsbücher? Auch das ist bis zu einem gewissen Grade richtig. Zwar ist niemals das Interesse an dem wirklichen Verlauf der Geschichte für die Autoren das Bestimmende, Treibende. Aber ihre Werke sind doch auch nicht Phantasieschöpfungen. Sie ruhen auf bestimmten geschichtlichen Überlieferungen, die teils bereits schriftlich vorlagen, teils von Geschlecht zu Geschlecht mündlich weitergegeben wurden. Aber unsere Evangelien — Kampf-

literatur? Und doch ist auch das richtig. Sie sind nicht ausschließlich Kampfliteratur, aber sie zeigen uns kämpfendes Christentum. Und kann es eigentlich anders sein? Wenn lebendige Menschen schreiben, die wirklich mit ihrer Zeit mitleben, so werden die großen Fragen, Nöte, Kämpfe ihrer Gegenwart in allem, was sie schreiben, durchblicken. Gewiß, es wird immer Menschen geben, die selbst in einer großen, weltbewegenden Periode wie in einem Traumland fern von der lebendigen Wirklichkeit leben. Aber solche Leute sind unsere Evangelisten nicht gewesen. Als Christen jener ersten Zeiten standen sie mitten im Kampf. Damals rang ja das Christentum um seine Existenz. Außer den Feinden im Innern, die von Anfang an da waren, waren es besonders zwei gewaltige Todfeinde, die die junge Religion vernichten wollten: das Judentum und das Heidentum. Von diesen beiden war anfänglich das Judentum der gefährlichere Gegner, denn er reichte den Heiden die Waffen. Wir wollen daher gerade diesen Punkt besonders herausgreifen und zusehen, wie sich der Kampf des Christentums gegen das Judentum in unsern Evangelien spiegelt. Zwei von ihnen kommen für diese Frage in Betracht, Matthäus und Johannes. Aber wie eigenartig! Sie haben denselben Feind im Auge — und doch wie verschieden ihr Verfahren! Wir werden uns hier recht deutlich davon überzeugen, daß jeder unserer Evangelisten als eigentümliche Persönlichkeit gewürdigt sein will, als Individualität. Muß das eigentlich noch besonders hervorgehoben werden, sollte es nicht selbstverständlich sein? Wenn auf zwei Herzen dieselbe Not lastet, wird sie nicht von jedem der beiden verschieden empfunden? So verschieden ist auch die Art, wie sich der eine von der Last befreien möchte und wie es der andere versucht.

1. Kirchlich-hierarchisches Bewußtsein in der Verteidigungsstellung gegen das Judentum (Matthäus).

Der einfache, schlichte Leser des Matthäus wird zunächst von einem Kampf gegen das Judentum nichts bemerken. Hier ertönen keine Angriffsfanfaren. Aber der geschärfte Blick nimmt deutlich den Feind wahr, gegen den sich die Verteidigung richtet. Der damalige Leser merkte das auch sofort. Wir sind heute viel schlechter daran, weil wir uns aus einer ganz anderen Zeit erst nachempfindend in die damalige Gegenwart versetzen müssen.

Matthäus 1 bringt einen Stammbaum Jesu. Im allgemeinen werden die Mütter nicht genannt. Um so auffälliger ist es, daß gerade vier Frauen, Thamar (V. 3), Rahab (V. 5), Ruth (V. 5), das Weib des Uria (V. 6), aufgeführt werden, gerade diese vier! Diese Namen konnte ein echter Jude nur mit großem Mißbehagen hören. Thamar hatte ihren Schwiegervater zur Blutschande verführt (1. Mose 38), Rahab war eine Dirne gewesen (Jak. 2, 25, Hebr. 11, 31), Ruth eine Heidin, eine Moabiterin, und wer kennt nicht den Ehebruch zwischen David und dem Weibe des Uria. Weshalb nun gerade diese vier anrüchigen Namen, während die hochangesehenen, Sara, Rebekka und andere, unerwähnt bleiben? Darüber hat man sich oft den Kopf zerbrochen. Mit einem Schlage bekommen wir Klarheit, wenn wir erkennen: das ist echte, naive Volksapologetik. Wir wissen auch sonst zur Genüge, daß die Juden die Verleumdung ausstreuten, Jesus sei ein Bastard, ein uneheliches Kind, ja Frucht eines Ehebruchs. Matthäus führt die Verteidigung nach dem beliebten Rezept: wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Statt andere zu verleumden, sollen die Juden vor ihrer eigenen Tür kehren und an ihre Vorfahren denken. Das ist gewiß keine Widerlegung, aber eine meistens wirksame Art volkstümlicher Verteidigung. Nun verstehen wir auch die eigentümliche Gestaltung der Geburtsgeschichte bei Matthäus. Geflissentlich wird betont, daß Jesus die Frucht heiligen Geistes sei (1, 18 und 20). Ein Engel muß vom Himmel kommen und den bösen Verdacht des Joseph zerstreuen. Das ist Verteidigung gegen die jüdischen Verleumdungen über die Geburt Jesu. Richten wir unsern Blick vom ersten Kapitel gleich auf das letzte, so tritt hier die gleiche Abwehr sonnenklar zu Tage. Hier handelt es sich um Verleumdungen über die Auferstehung Jesu. Leichendiebstahl! so sagten die Juden. Matthäus bemerkt hier ausdrücklich 28, 15: „Und diese Rede kam bei den Juden in Gang bis auf den heutigen Tag“. Die Verteidigung erfolgt hier durch eine christliche Legende, die nur durch die jüdische Verdächtigung entstanden ist (Matth. 28, 11—15). Die Christen rächten sich, indem sie sagten: nein, die Hohenpriester haben die römischen Soldaten bestochen, und die haben das gelogen. Wir haben also am Anfang und Schluß des Evangeliums die Abwehr jüdischer Verleumdungen, Verteidigungsstellung gegen jüdische Angriffe. Dann aber sind wir berechtigt, uns das zwischen Anfang und Ende Stehende ebenfalls daraufhin anzusehen. Weshalb hat wohl gerade Matthäus am Beginn der öffentlichen Wirksamkeit Jesu die bekannte Bergpredigt (5—7), die in erster Linie Jesu Stellung zum Gesetz darlegt? Das Gesetz war das Palladium der Juden. Die Christen hielten dies Gesetz nicht mehr. Nun hetzten die Juden: da seht ihr die Revolutionäre, die die uralte, heilige Gottesordnung umstürzen, die alles auflösen. Abwehr solcher Angriffe ist es, wenn Matthäus Jesus von Anfang an sagen läßt, wozu geschichtlich gar kein Anlaß vorlag: „Denkt nicht, daß ich gekommen, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; nicht aufzulösen bin ich gekommen, sondern zu erfüllen“ (5, 17). Und um jeden Argwohn auszuschließen, hat Matthäus aus einer streng judenchristlichen Ausgabe der alten Spruchsammlung das Wort beibehalten: „Denn wahrlich, ich sage euch, bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Häkchen vom Gesetze vergehen, bis alles wird geschehen sein“ (5, 18). Dieses Wort hat Jesus nach seiner ganzen sonstigen Haltung sicher nie gesprochen. Aber Matthäus paßte es vortrefflich. Es will unmißverständlich sagen: die Christen sind die Konservativen, die Juden verleumden. Ja, Jesus bringt den eigentlichen Gehalt des Gesetzes zu Tage. An einer Reihe von Beispielen zeigt der Evangelist, wie Jesus über den Buchstaben des Gesetzes hinaus seiner Meinung nach die letzten Absichten des Gesetzes erfüllt. Aber die Juden wandten das Stichwort: Aufrührer auch nach anderen Seiten. Die Christen sind Feinde der Staatsordnung, des Kaisers, sie hinterziehen die Steuern. Nun wird es uns erst deutlich, was für Matthäus das Wort bedeutete: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ (22, 21) und die Erzählung, daß Jesus ruhig die Tempelsteuer bezahlte, um nicht Anstoß zu geben (17, 24—27). Diese Geschichten waren für unsern Autor die wertvollsten Verteidigungswaffen, mit denen er den Todesstoß gegen die jüdischen Heimtücke führen konnte. Und die jüdischen Gegner wollten nichts davon wissen, daß Jesus der Messias sei, nein, ein falscher Messias, der erbärmlich am Schandholz gestorben. Dem gegenüber zieht sich, gleich einem roten Faden, gerade durch dieses Evangelium, wie nirgends sonst, der verteidigende Nachweis aus dem Alten Testament, der gemeinsamen Bibel: Jesus ist doch der Messias (1, 23; 2, 6; 2, 15; 2, 18; 2, 23; 3, 3; 4, 15 f.; 8, 17; 9, 13; 12, 18—20; 21, 5; 21, 42; 26, 15; 26, 31; 27, 10 ꝛc.). Es lassen sich noch manche andere Züge anführen (z. B. die Umgestaltung der Taufe Jesu). Das vorgebrachte Material möge hier genügen. Es liefert den vollgültigen Beweis: in unserem Matthäus sehen wir kämpfendes Christentum, kämpfend gegen das Judentum in Verteidigungsstellung. Es ist nun nicht nur von größtem Interesse, sondern für das volle Verständnis des Matthäus unerläßlich, zu erkennen, in welchem Bewußtsein dieser Kampf geführt wird.

Hellenentum und Christentum.

I.

Mit Rücksicht auf das gleichnamige Buch von C. Jentsch (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1903).

Drei sind Einer in mir. Der Hellene, der Christ und der Deutsche.
Ach! und die Kämpfe der Zeit, kämpf' ich im eignen Gemüt.
Könnt' ich in jedem Gefühl sie versöhnen, in jedem Gedanken,
Bildung, Glaube, Natur, wär' ich ein seliger Mann.

Diese Worte des Dichters bezeichnen auch für unsere Zeit das verhängnisvolle Problem, dessen reine Lösung nur so wenigen gelingt, freilich mit dem nicht unerheblichen Zusatz, der gerade für unsere ganze Entwicklung so maßgebenden Naturwissenschaften. Eine so einseitige Isolierung, wie sie noch Hölderlin versuchte, eine eigenwillige Trennung von allen modernen Kulturfaktoren, ein ebenso krampfhaftes Festhalten an dem längst zerronnenen Traumbild griechischer Schönheit, ist eben schlechterdings für jeden Gebildeten heutigestags ausgeschlossen, es würde zum geistigen Selbstmord führen. Dazu sind die Ansprüche, welche jetzt an uns herantreten, vor allem die Stellungnahme zu den großen sozialen Streitfragen mit all ihren weitreichenden Konsequenzen viel zu dringlich; jeder, der es ernst nimmt mit sich, ist irgendwie gezwungen, sich mit diesen einander widerstreitenden Anforderungen abzufinden, — glücklich ist schon der zu preisen, der unter Wahrung persönlicher Selbständigkeit zu einer nur leidlich befriedigenden, ehrlichen Versöhnung der Gegensätze gelangt. Man mag das viel mißbrauchte Wort Weltanschauung noch so phrasenhaft finden, wir kennen keine andere treffendere Bezeichnung gerade dieses unablässigen subjektiven Ringens nach Klarheit, nach Einheit mit sich selbst und der Wirklichkeit. Nicht die Menge der Tatsachen tut es allein, obwohl sie zur Vertiefung der Erkenntnis gewiß beitragen, viel wichtiger ist die individuelle Kraft der inneren Verarbeitung dieses zunächst bloß äußeren Materials. Es wird nur zu häufig übersehen, daß diese Weltanschauung nicht etwa nur eine gelehrte Arbeit darstellt oder auch eine spekulative Dichtung, um ein Virchowsches Wort zu gebrauchen, sondern in allererster Linie ein Stück eigener geistiger Entwicklung, die man erlebt, in sich erfährt und organisch erzeugt, das verleiht ihr erst den wahren ethischen Wert. Denn es bleibt in aller Welt wahr, was uns der west-östliche Divan verkündet:

Volk und Knecht und Überwinder — Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder — Sei nur die Persönlichkeit.

Nun handelt es sich freilich in erster Linie um ein zutreffendes, wissenschaftlich korrektes Bild, das wir uns vom Griechentum und vom Christentum zu entwerfen haben; trotz aller subjektiven Bedingtheit, die auch hier nicht völlig zu beseitigen ist, müssen selbstverständlich alle Verzeichnungen und schiefe Auffassungen vermieden werden. Aber es empfiehlt sich, gleich von vorneherein, um vielen nachträglichen Mißverständnissen und Weiterungen vorzubeugen, darauf hinzuweisen, daß wie alles geschichtliche Leben, so auch ganze Kulturen einer stetigen, unaufhaltsamen Veränderung unterliegen. Die Griechen Homers waren andere Menschen mit ganz anderem Empfinden und Fühlen als z. B. die Zeitgenossen eines Sokrates oder Lucians, die Urgemeinde Christi anders als die ecclesia militans eines Innocenz III. oder eines Leo X. Diese entwicklungsgeschichtlichen Verschiedenheiten und Gegensätze sind sowohl in der psychologischen Charakteristik als auch ganz besonders in der kulturgeschichtlichen Wertschätzung in Anschlag zu bringen. Wie stellt sich nun zunächst die homerische Religion unseren Augen dar? Wir und vor allem die moderne Naturwissenschaft tut sich nicht selten viel auf die riesenhaften Fortschritte der Technik zu Gute, die in der Tat die ganze Erdoberfläche umgestaltet haben, und man spricht auch wohl in einem triumphierenden Tone von der „Eroberung des Menschen", die uns jetzt erst gelungen. Dabei wird dann gewöhnlich übersehen, daß die uralten Probleme sich nur differenziert haben, verfeinert, von der gewöhnlichen breiten Heerstraße geflüchtet in einen stillen Winkel, wo sie nur dem schärferen Auge des behutsameren Denkers sich entschleiern. Haben wir wirklich, wie es von allen Dächern tönt, die Welträtsel gelöst? Man könnte fast paradox sagen, wir sind vielleicht weiter davon entfernt als mancher glaubt, der in stolzer Unnahbarkeit den Zauberschlüssel zu ihrer Lösung sozusagen in der Tasche zu tragen glaubt. Man mag einiges in der folgenden Schilderung unseres Gewährsmannes für übertrieben halten, dem Kern nach möchte sie zutreffen: Sind wir heute auch nur einen Schritt weiter als Homer? (es war von dem bekannten Anthropomorphismus in der Zeichnung der Olympier die Rede). Klagen nicht immer noch Millionen in allen Landen mit dem Harfner über die bösen himmlischen Mächte, wenn sie auch gar nicht wissen, daß Goethe die Klage in schöne Verse gebracht hat? Erfahrener und gelehrter sind wir ja. Wir haben eine Theologie und Bibliotheken voll Abhandlungen über Prädestination, Pelagianismus und Jansenismus. Wir haben andere Bücherhaufen, die der Streit zwischen Deterministen und Voluntaristen erzeugt hat, wir haben die Individualisten und ihre den Gang der Weltgeschichte bestimmenden Heroen, und die Sozialisten mit ihrem alles beherrschenden Milieu, und wir verfolgen die Naturkausalität auf ihren geheimsten Wegen in den Prozessen der Zeugung und Vererbung. Aber was wir nicht haben, und wovon wir heute trotz allem benebelnden Gelehrtenbrimborium noch genau so weit entfernt sind wie Homer, das ist die Gewißheit, die Entscheidung der großen Streitfrage, auf welcher Seite nun eigentlich die Wahrheit liege, oder ob sie irgendwo in der Mitte liege. Nur soviel wissen wir, und das wissen und bekennen auch alle Menschen Homers; wir sind es, die da handeln, aber wir handeln nicht unabhängig von der unserem Fortschritt unzugänglichen Macht, die das Weltall ordnet (S. 18). Im ganzen wird man aber trotz einzelner düsterer Schatten, die auch auf diesem heiteren Bilde nicht fehlen, einen herzhaften, naiven Optimismus, eine schöne und gelegentlich sogar ungebundene Lebensfreude als das Charakteristikum dieser Epoche bezeichnen dürfen. Dieser fast beneidenswerten Frische und unverwüstlichen Genußfähigkeit kam die Freiheit von jedem lästigen Dogma und nicht zum wenigsten der Mangel an jeder bohrenden Skepsis zu Hilfe; der böse Zwiespalt, der durch unser Erkennen geht, die Teilung der Welt in die Wirklichkeit und in das täuschende, uns stets umgaukelnde Trugbild des Scheines, sei dieser auch ästhetisch gerechtfertigt, verunstaltete noch nicht jene bezaubernde Harmonie des Sinnlichen und Geistigen, — deshalb eben das sehnsüchtige sentimentale Verlangen eines Hölderlin, ja auch eines Nietzsche aus dem modernen Kerker nach diesem lichtumflossenen Paradiese. Diese schöne Welt mußte einmal rettungslos zu Grunde gehen, sobald die ernste Kritik einsetzte, sobald an Stelle des naiven Lebensgenusses die verzweifelt nüchterne Frage nach dem Sinn und der Bedeutung des Daseins auftauchte, sobald der große Pan mit einem Wort gestorben war und damit die Mythologie ihr Ende gefunden. Die Philosophen haben diesen Prozeß lediglich beschleunigt, nicht hervorgerufen, und insofern war die Empörung Nietzsches, daß Sokrates und Plato das echte Hellenentum wesentlich zerstört, psychologisch und kulturgeschichtlich überflüssig." Aber es fragt sich, ob es für den alle Wandlungen des griechischen Volkstums umfassenden Blick nicht vielleicht ein oder das andere charakteristische Merkmal gibt, das sich als typisch bezeichnen läßt. Unser Gewährsmann, dem wir hier, nur mit einer unerheblichen Einschränkung, zustimmen können, findet dies in der Humanität; so schon gleich bei Homer. „Man denke nur an den Abschied Hektors von Andromache, an das Wiedersehen von Odysseus und Penelope, von Odysseus und Laertes, an Alkinoos und Arete, an Nausikaa und ihre Kinder (als Folie nehme man die Familiengeschichten im Hause Davids und die der persischen Könige hinzu), an den Besuch Priams bei Achill, an die Zärtlichkeit, mit der der treue Phönix den kleinen Achill gepflegt hat, an die Hochherzigkeit und Zartheit, mit der die Gastfreundschaft geübt wird, und an die Behandlung der Bettler u. s. w. Wer nicht einsieht und nicht anerkennen

will, daß er in diesen Scenen die wesentlichen Elemente der Humanität beisammen hat, daß er sie hier deutlicher ausgeprägt und wirksamer hat, als Bände moderner Predigten und Abhandlungen über Ethik sie ihm bieten können, mit dem ist nicht zu streiten" (S. 24). Und auch die späteren Zeiten tragen noch bei aller Lockerung der Verhältnisse und auch einer recht bedenklichen sittlichen Ungebundenheit (besonders bei den Joniern) dasselbe Gepräge: „Die Cyropädie allein schon, die ganz und gar vom Geist der Menschenfreundlichkeit durchweht ist, genügt, um davon zu überzeugen, daß die griechische Philanthropie nicht kalte, berechnende Gesetzlichkeit war, sondern aus dem Herzen quoll. Diese Philanthropie war die Freude am gesunden, schönen und guten Menschen und ein Verhalten, das sich bei solcher Stimmung von selbst ergibt. Daß man den Barbaren für den natürlichen Feind ansah, steht mit dieser Philanthropie nicht im Widerspruch, sondern ist in ihr begründet; denn da reines und vollkommenes Menschentum nur bei den Hellenen zu finden war, so mußte jeder Freund dieses Menschentums der Feind von Barbaren sein, die Hellas mit dem Untergang bedrohten" (S. 59). Diese Humanität, dies aufrichtige Wohlgefallen an allem Schönen und Guten, Normalen und Gesunden geht Hand in Hand mit einem ebenso tief wurzelnden sozial-ethischen Gefühl, das erst der sonst wohl schwächlichen Sympathie den rechten Ernst und die erforderliche Beharrlichkeit im Leben verleiht; es ist äußerst bezeichnend für die homerische Welt, daß sie den ungeschlachten, sittlich rohen Cyclopen besonders diesen empfindlichen Mangel sozialer Wertschätzung vorwirft, daß sie in strenger egoistischer Isolierung dahinvegetieren, ohne sich um Recht und Gesetz (allezeit erst das organische Ergebnis geselliger Beziehungen) zu kümmern. Wir wollen uns nicht in langatmigen Erörterungen ergehen, was wir Epigonen etwa daraus lernen können, da wir es mehr mit dem kulturgeschichtlichen Verhältnis zum Christentum zu tun haben, es mag genügen, wenn wir es auch für den modernen Menschen als eine unerläßliche Forderung bezeichnen, sich zu einer vollen sittlichen Persönlichkeit auszubilden, die, mag das Ideal der Entfaltung auch gegenüber griechischer Harmonie ein anderes geworden sein, doch zu dieser einheitlichen Vollendung des ganzen geistigen Typus hinstrebt. Gewiß war die Situation für die Hellenen eine unvergleichlich günstigere, fehlte die unleidliche Zersplitterung des Wissens, die bei uns jene Einheit gar nicht aufkommen lassen will, während diese geborenen Künstler umgekehrt die Plastik künstlerischer Anschauung vor uns blinden, nur mit gelehrten Studien genährten Zöglingen einer uns genau genommen fremden Bildung voraus haben. Wie stellt sich nun das Christentum zu dieser ästhetischen, auf unmittelbare Wirklichkeitsschätzung basierten Weltanschauung, inwiefern ist hier vielleicht bei allem Gegensatz, ja bei gelegentlich offener Feindschaft doch eine Vermittlung, eine Versöhnung denkbar?

Prof. Dr. Th. Achelis.

Römisches Christentum.

In Briefen an eine Freundin.

Von D. Dreydorff.

1.

. . . Sie fragen aus Anlaß neuester Vorgänge auf kirchlichem Gebiet: „Ist das noch Christentum, was man in der katholischen Kirche dafür ausgibt? Könnte man es nicht ebensogut ein christlich angestrichenes Heidentum nennen? und wenn dies: wie ist es zu verstehen, daß neulich, als ein alter Papst starb, aller Blicke nach Rom gerichtet waren, wie wenn es sich um ein welterschütterndes Ereignis handelte, während die evangelische Kirche, wie ein Aschenbrödel neben der Prinzessin, kaum von sich reden macht." Und Sie schließen mit der Bemerkung: „Das ist doch zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts unbegreiflich."

Nun, ich will auf Ihre Fragen und Klagen zu antworten versuchen, und da viele ebenso wie Sie denken und fragen mögen, auf diesem Weg.

Eines voraus. Es gibt, genau genommen, weder eine katholische, noch eine evangelische Kirche. Das Wort „katholisch" kommt aus dem Griechischen und bedeutet „einzig, allgemein". Da aber die Christenheit seit dem elften, und dann wieder seit dem sechzehnten Jahrhundert in verschiedene Kirchengemeinschaften auseinandergegangen ist, so ist es eine Anmaßung der vom römischen Papst abhängigen Kirche, sich die katholische zu nennen. Weshalb nicht von einer evangelischen Kirche zu reden ist, brauche ich nicht zu sagen. Geschieht es, so versteht man darunter alle die größeren und kleineren kirchlichen Gemeinschaften, die sich, bei aller Verschiedenheit untereinander, im Widerspruch gegen die römische und griechische Kirche eins wissen. Ich bemerke das im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und um Mißverständnis zu verhüten. Wenn ich von der katholischen Kirche rede, aus Höflichkeit und in Anbequemung an den herrschenden Sprachgebrauch, so meine ich die römische Kirche; wenn von der evangelischen, so verstehe ich darunter die Gesamtheit der im sechzehnten Jahrhundert von Rom abgefallenen Christen. Von der griechischen Kirche aber, mit der wir in Deutschland nichts zu tun haben, rede ich in diesen Briefen überhaupt nicht.

Und nun zur Sache.

An Ihre Schlußbemerkung anknüpfend finde ich zu erwidern: Wie vieles im geschichtlichen Verlauf der Dinge schwer zu begreifen sein mag: unbegreiflich ist nichts Wirkliches. Man darf sich nur die Mühe nicht verdrießen lassen, den Ursachen des Bestehenden nachzuforschen. Selbst das Ihnen Anstößigste, das Dogma von der Unfehlbarkeit des römischen Papstes, hat Grund. Ja, ich denke zu zeigen, daß es den Schlußstein des römisch-kirchlichen Lehrsystems bildet. Wenn Sie freilich fragen: „Glauben denn gebildete Katholiken an dieses unglaubliche „Dogma"? so muß ich erwidern: Nein, gebildete Katholiken tun das wohl nicht; denn die wissen, so gut wie wir, daß es Päpste gegeben hat, die wegen ihrer Verbrechen ins Zuchthaus gehörten und die sich als Statthalter Gottes zu denken, blasphemisch wäre. Aber darauf kommt's nicht an. Es genügt, daß sie nicht laut widersprechen. Erinnern Sie sich nicht? Doch nein; Sie waren noch zu jung, als im Jahre 1870 darüber verhandelt wurde. Sonst würden Sie wissen, daß sogar viele Bischöfe der unerhörten Zumutung des neunten Pius und der Jesuiten sich widersetzten und, nur um ihre Pfründe nicht zu verlieren, sich widerwillig fügten. Der letzte, der dies tat, war ein ehrlicher Schwabe, der Bischof von Rottenburg, über den damals ein launiges Blatt diese Verse brachte:

„Das war der Bischof Hefele,
Aus Furcht vor Himmels Sträfele,
Sandt' er, als kluges Pfäffele,
Dem Papst ein Telegräphele,
Daß er zur rechten Lehre
Sich plötzlich wieder bekehre.

Der Papst sprang auf vom Täfele,
Erweckt vom Mittagsschläfele,
Und sandt' entzückt an Hefele
Ein artig Telegräphele:
Ich reinige und entschwefele
Und sprech dich frei von Sträfele
Und grüß' dich, liebes Pfäffele.
Nun weide deine Schäfele,
Du, treustes Schaf, mein Hefele."

Doch ich tue dem Bischof Hefele und Seinesgleichen vielleicht Unrecht, wenn ich mir ihre Bekehrung zum Unfehlbarkeitsdogma aus unlauteren Beweggründen erkläre. Sie konnten sich — zwar nicht von der Wahrheit, wohl aber von der Nützlichkeit dieses Dogmas überzeugt haben und daß sie ihm zuliebe kein größeres Opfer des Intellekts als manchem anderen gegenüber, bringen müßten. Manch' einer mochte auch darüber denken, wie der alte Polonius vom Irrereden des Prinzen Hamlet: „Ist dies schon Tollheit,

hat es doch Methode", und der so Denkende hatte damit nicht geirrt. Denn, was man auch der römischen Kirche vorwerfen mag: es herrscht in ihr Plan, Ordnung, „Methode". Ihr Lehrsystem ist wie ein Gebäude, aus dem man keinen Stein herausbrechen kann, ohne das Ganze zu gefährden, und wer ihr Hauptdogma, dessen Gegenstand sie selbst ist, zugesteht: Die römische Kirche eine göttliche Institution, gemäß dem angeblichen Wort ihres Stifters: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde", der wird gegen all' ihre andern Dogmen nichts Stichhaltiges einzuwenden finden.

2.

Ob nun noch „Christentum" sei, was die römische Kirche dafür ausgibt? Das ist schwer zu sagen, weil die Ansichten über das spezifische Wesen des Christentums weit auseinander gehen. Luther sah im Papst den leibhaftigen „Antichrist" (heißt Christusgegner, Offenbrg. 13 und 17) und Fr. Strauß hat nachzuweisen versucht, daß es überhaupt keine Christen mehr gebe. Beide gingen von der Voraussetzung aus, daß das Christentum zu irgend einer Zeit etwas Gegebenes, Festes, Fertiges gewesen und jede Abweichung davon als Entartung und Abfall zu bezeichnen sei. Aber diese Voraussetzung beruht auf einem Irrtum. Das Christentum ist nicht als eine durchaus neue, geschweige als eine fertige, in sich abgeschlossene Religion in die Welt getreten, und Jesus hatte nicht die Absicht, eine solche zu gründen. (Matth. 5, 17.) „Aber was wollte er denn?" Nach meiner Überzeugung nichts weiter, als die alttestamentlichen Verheißungen vom „Reiche Gottes" erfüllen; und das sollte sein, wie es auch schon die jüdischen Propheten genannt hatten, ein Reich der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens, darin die ihm Angehörigen, seine „wahren Jünger", Gott, als ihren „himmlischen Vater", und sich untereinander als „Brüder und Schwestern" liebten und an ihrer werktätigen Bruderliebe als solche erkannt werden sollten. Dieses, wenn man es so nennen will, ursprüngliche Christentum, eine Religion der frommen Gesinnung, ohne Dogma, ohne Kultus, ohne kirchliche Verfassung, ist in den ältesten neutestamentlichen Schriften noch deutlich erkennbar. Aber es hat sich nicht lange als solches zu behaupten vermocht. Ohne es zu wollen, kamen die Vertreter „des Einen, was not sei", und was schon ein Jesajah (1, 11 ff.) dafür erklärt hatte, mit den Vertretern des Alten, die „vieles" für gleich notwendig erklärten, in Konflikt. Sie waren in deren Augen, gleichwie ihr „Herr und Meister", Neuerer, vom Glauben der Väter Abgefallene, Gottlose; und bald genug fanden sich unter den meist aus einfältigen, geringen Leuten bestehenden Anhängern Jesu ein paar Gelehrte, die ihre Religionsmeinschaft gegen solche Vorwürfe zu verteidigen suchten und eine erste christliche „Glaubenlehre" schufen. So der Apostel Paulus, der Verfasser des vierten Evangeliums, des Jakobusbriefes und alle anderen. Da diese Leute unabhängig voneinander lehrten und schrieben, so kann es nicht befremden, daß sie in manchem einander widersprechen. Die vier Evangelien existierten noch nicht und keines von ihnen hat, so wie es uns vorliegt, den Mann zum Verfasser, nach dem es benannt wird. Da Jesus selbst kein Wort niedergeschrieben hat, so waren die Berichterstatter auf die mündliche Überlieferung angewiesen. Der bedeutendsten Aussprüche des „Meisters", insbesondere der paradoxen und der gegen das Pharisäertum gerichteten (Matth. 23), mochte man sich erinnern, aber manche sind ihm auch wohl, teils bewußt, teils unbewußt, angedichtet worden, und damit erklären sich verschiedene Widersprüche in den angeblichen Reden Jesu. Das Wort z. B., das die römische Kirche für sich geltend macht: „du bist Petrus usw.; ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben; alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein" usw., trägt das Zeichen der Unechtheit an der Stirn. Und damit sollten sich alle zufrieden geben. Denn hätte Jesus das fragliche Wort gesagt, so hätte er sich gründlich geirrt. Sein Jünger Petrus war kein „Felsenmann"; er war vielmehr ein achselträgerischer Opportunist und mußte sich als solcher vom Apostel Paulus in Antiochien den Kopf waschen lassen. (Gal. 2, 14.) Diese Beschaffenheit der Heiligen Schrift, deren Bestandteile erst im vierten Jahrhundert zu einem Ganzen vereinigt wurde, um fortan als göttliche Offenbarung zu gelten, erschwerte den Reformatoren ihren Kampf gegen Rom. Luther sah das noch selbst ein und wollte deshalb auch nicht die ganze Bibel, sondern nur „was in ihr recht Christum treibt", als Gotteswort gelten lassen. (Den schönen, von ihm mißverstandenen Jakobusbrief z. B. gar nicht.) Immerhin waren es wuchtige Schläge, die er der römischen Kirche unter Berufung auf eine Urkunde versetzte, deren Offenbarungscharakter auch diese nicht zu bestreiten wagte, und sein Schriftbeweis, daß die Papstkirche vom Geist der Lehre Jesu und der Apostel abgefallen sei, war für Millionen überzeugend. Er ist es für unbefangene und denkende Leser auch heute noch; und da die Römischen in unsern Tagen den Mund so voll nehmen, als ob sie die Richter und wir die Schuldigen wären, die sich verteidigen müßten, so scheint es mir zeitgemäß, nach dem Vorgang der Reformatoren, einmal wieder an die Tatsache zu erinnern, daß es eine große Anzahl unbezweifelter Worte Jesu gibt, die von der römischen Kirche praktisch verleugnet werden. Nur aus dieser Tatsache erklärt sich deren Widerwille gegen die Bibelverbreitung, der so groß ist, daß ein unfehlbarer Papst sie eine „Pest" nannte. (Leo XII im Jahre 1824.) Nicht wahr, das wußten Sie nicht? und es befremdet Sie, daß man in der Verbreitung des „göttlichen Wortes" eine Gefahr für die Religion sieht. Aber auf seinem Standpunkt hatte der unfehlbare Papst recht. Mit seiner Bibelübersetzung hat Luther der römischen Kirche den größten Abbruch getan, und mich würde es nicht befremden, wenn man sie längst auf den Index (Verzeichnis) der „verbotenen Bücher" gesetzt hätte. Denn wie unentwickelt noch das Christentum der biblischen Schriften sein mag: es ist doch etwas Neues, eine Religion, die nach zwei Seiten, gegen das verknöcherte Judentum und gegen alles Heidentum, Front macht, und die römische Kirche hat sich weder des einen noch des anderen zu erwehren vermocht. Vielmehr, sie hat von Anfang an Altjüdisches und Heidnisches in sich aufgenommen und die christliche Religion, die Religion Jesu, damit gefälscht. Davon im nächstfolgenden Brief!

Die Einkünfte der preußischen Geistlichen.

Dr. Werner Werther: Die Notlage der evangelischen Geistlichkeit in Preußen. Simmern bei Böhmer, 1903. 39 Seiten.

Ein Nichtgeistlicher erhebt in dieser Schrift seinen beweglichen Klage- und Hilferuf, dies benimmt den Übertreibungen ihr Peinliches. Wenngleich das Einkommen der Pastoren hinter dem von anderen Beamten mit akademischer Bildung in Preußen und hinter dem der Geistlichen in einigen wohlhabenden Kleinstaaten zurückbleibt, so ist damit ein Notstand noch nicht nachgewiesen. Es muß nicht durchaus sein, daß der Geistliche geselligen Aufwand treibt; die das tun, kommen häufig am wenigsten aus, und gegenüber den armen Gemeindegliedern geraten sie in eine schiefe Stellung. Ein wenig christliche Anspruchslosigkeit und Verzichtleistung sollte man von einem evangelischen Geistlichen schon erwarten dürfen.

Der Verfasser ist mit dem „Reichsboten" ein großer Verehrer des geistlichen Standes und seiner Wirksamkeit, welche die umfassendste und bedeutsamste von allen sei. Der Unterzeichnete hat darüber eine bescheidenere Meinung, weiß aber, daß er damit das stark ausgeprägte Selbstgefühl nicht weniger Kollegen verletzt. Es wirken glücklicherweise noch andere Umstände auf die christliche Charakterbildung ein, wie man das an vielen unkirchlichen Personen sieht, die doch viele kirchliche und namentlich auch uns Pastoren an Bescheidenheit, Selbstbeherrschung, Wahrheitssinn, Opferwillig-

keit usw. übertreffen. Die Erfahrungen des Lebens sind eben mächtiger und bilden mehr als vieles Reden und Belehren. Immerhin vermag der Geistliche, welcher die christliche Ethik predigt und einigermaßen vorlebt, eine segensreiche Wirksamkeit auf seine Umgebung auszuüben. Im besonderen soll er sich bemühen, christliche Liebeswerke, und wären es kleine Fonds, zu begründen. Aber wie dem sei, Not leiden soll keiner.

Der Verfasser berücksichtigt bei der Gegenüberstellung mit den Oberlehrern folgendes nicht genügend: 1) die Befreiung von Kommunalsteuern; 2) die gänzlich freie Wohnung; 3) auf dem Lande den Obst- und Gemüsegarten mit Geflügelzucht 2c. Diese drei Vergünstigungen zusammen sind gegenüber den Oberlehrern gut auf 300 bis 400 Mk. zu schätzen. Was man auf dem Lande an Kleidung und Vereinsbeiträgen spart, wiegt etwa die Mehrausgaben für Fuhr- und Botenlöhne auf. Bezüglich des Höchstgehaltes von 4800 Mk. nebst Wohnung besteht daher keine drückende Lage; die älteren Geistlichen der Gegenwart empfinden dasselbe noch dankbar als eine große Wohltat, die begehrlichen allerdings nicht. Dagegen ist dem Verfasser durchaus zuzustimmen, daß das Anfangsgehalt von 2100 Mk. nicht zur Verheiratung genügt. Das ganze Prinzip der Alterszulagen ist einseitig. Wozu soll der Hagestolz das gleiche Einkommen beziehen wie der Familienvater? Damit sich das Rechnungswesen einfacher stellt? und dafür so viel Geld ohne Not wegwerfen und den Bedürftigen entziehen? Der Staat bewilligt den katholischen Geistlichen weniger; der ledige evangelische braucht doch nicht mehr? Auf der Verkehrtheit der geringen Anfangsgehälter ohne Unterschied beruht zum teil die Frauenfrage; ein angehender Beamter kann nur bei vorhandenem Vermögen heiraten; später entschließt er sich nicht mehr dazu. Andererseits ermäßigen sich die Ausgaben, wenn die Kinder erwachsen sind. Den Alterszulagen müssen daher Familienzulagen an die Seite treten. Der Verfasser will, daß den Konsistorien Fonds überwiesen werden, aus denen „verdienten Geistlichen" feste Zulagen zu gewähren seien. Eine befremdliche Idee! Dabei wünscht er selbst keine Herabdrückung des Standes. Das ähnliche Verfahren bei den Oberlehrern ist wahrhaftig nicht nachahmungswert, dort aber minder bedenklich. Welche Pastoren bevorzugt werden, sieht man an der Überweisung der Lehrvikare. Die Fonds wollen wir besser verwenden. Die Gehaltsregelung dürfte etwa wie folgt vorzunehmen sein:

1) Für die unverehelichten Geistlichen 1800 Mk., alle 5 Jahre 600 Mk. mehr, bis zu 3600 Mk.

2) Nach Verheiratung Zulage von 600 Mk. und Steigerung des Gehalts bis 4800 Mk. Kinderlosen Witwern wie zu 1), jedoch ohne Entziehung schon bewilligter Bezüge.

3) Für jedes Kind zwischen dem vollendeten 10. und vollendeten 21. Lebensjahre, sofern es auswärts ausgebildet werden muß, eine Beihilfe von 300 Mk., abzüglich von zwei Prozent des zur Ergänzungssteuer veranlagten Vermögens beider Eltern und jedes in Betracht kommenden Kindes.

Die Aufbringung der Gehaltserhöhungen, behufs ungefährer Gleichstellung mit den Oberlehrern, diktiert Werther dem Staate zu. Wie für die Volksschullehrer, so müsse er erst recht für die Geistlichen sorgen. Ja er verfällt in den alten, von vielen unter uns einst geteilten Irrtum zurück, der Staat sei dazu „rechtlich verpflichtet", während doch die Kabinettsordre von 1810, auf welche sich dieser Anspruch stützt, niemals mit Gesetzeskraft publiziert worden ist. Es gibt auch historische Rechte, und zu denen gehört die damalige Einziehung der ins Kraut geschossenen Kirchengüter. Der Staat hat der Kirche inzwischen sehr viel Gutes erwiesen; lassen wir das überflüssige Rechnen und Gegenrechnen, wer besser dabei gefahren sei, und stellen wir uns auf den Boden der Tatsachen. Die zunehmenden Staatszuschüsse sind ja für den Augenblick recht angenehm. Wie aber, wenn einmal Regierung oder Landtag das Kultusbudget streichen? woher dann plötzlich Rat schaffen? Das richtigste Programm ist schon das der Linksliberalen: Beseitigung der Ausgaben für alle Kirchengemeinschaften, mit der Ergänzung: Nachlaß eines entsprechenden Prozentsatzes von der Staatssteuer mit dem Anheimstellen an die Kirchen, die ihnen nötigen Zuschläge ihrerseits zu erheben. Das wäre für die evangelische Bevölkerung keine Mehrbelastung; im Gegenteil, denn jetzt hat sie den Löwenanteil an den Staatssteuern zu zahlen und greift damit der ohnedies reichen katholischen Kirche kräftig unter die Arme. Da aber solche (wie die „Christl. Welt" zu sagen pflegt) „Binsenwahrheiten" Zeit brauchen, um sich durchzusetzen, so vergrößern wir wenigstens die Gefahr der Staatszulagen nicht geflissentlich. Die Kirche hat andere Hilfsquellen:

1) Worauf auch Werther dringt, die Kürzung der reichen Pfründen bei eintretender Neubesetzung zu Gunsten eines Zentral-Besoldungsfonds. Was in andern Staaten geht, muß auch in Preußen gehen.

2) Die Zusammenlegung kleiner Gemeinden. Denn es ist ein Unrecht, eine ganze persönliche Kraft für etliche hundert Seelen zu opfern, insoweit nicht die Entfernungen es gebieten. 4000 Seelen lassen den Pastor noch immer ein bequemes Leben führen, und nur in größeren Gemeinden läßt sich etwas schaffen. Statt immer neue Pfarrstellen ohne befriedigende Tätigkeit zu begründen (für welche dann der Staat aufkommen soll), müßten die Behörden ihren Ruhm in guter Wirtschaft suchen. Den Gemeinden, deren Mitglieder alle paar Jahre einmal in das Nachbardorf einer Amtshandlung wegen gehen müssen, gewähre man einen Nachlaß in den Umlagen, und für die Fuhrkosten komme die Besoldungskasse auf.

3) Dem Landgeistlichen würde eine verdienstvolle Arbeitsleistung zugewiesen, dem Staate eine meist geeignete Arbeitskraft verschafft werden, für die er eine angemessene Vergütigung zahlen kann, wenn an den angestrebten Fortbildungsschulen der Geistliche einige Unterrichtsstunden in allgemeiner Bildung (Geschichte, Geographie, Dichtung) übernähme, nicht Sonntags, sondern in den ersten Morgenstunden der Woche.

Die Ausführungen Werthers über die Beiträge zu den Ruhegehalts-, Witwen- und Waisenkassen seien hier übergangen, da deren Aufhebung in Aussicht genommen ist. Für seine Anregungen sei ihm gedankt.

Brieg (Bezirk Breslau). Lorenz, Pastor.

Gerechtigkeit.

Von Ernst Baars.

I.

Sie hatten viel an ihm verschuldet,
Die Menschen, an dem armen Bruder,
Der jetzt verkommen, roh und blöde
Des Richterspruches trotzig harrt. —
Im Elternhaus kein traulich Lieben,
Kein Sonnenlicht und keine Freude;
Zur Hungerkost nur harte Schläge,
Statt Sonnenlicht nur Streit und Schmutz.
Ein Trunkenbold der blöde Vater,
Ein rohes Weib die träge Mutter
Und draußen nur zum Spott Verachtung —
Zum Tagedieb gebor'n, verflucht,
(— Sein Leben Kette vieler Leiden,
Im Sündendienste roh vergeudet; —)
Und heute, — längst gewohntes Schicksal, —
Gemeiner Tat zu Recht geziehn.
Man fragt ihn, schamlos hat er alles
In Lumpenfrechheit eingestanden;
Was kümmert's ihn, wenn wieder einmal
Die Strafanstalt ihm offen steht. — —
Ein junger Anwalt, dem die Übung
Noch nicht das Herz gefühllos machte,
Hat tief erschüttert in den Abgrund

Der Menschenbosheit stumm geschaut. —
Ihn hat das Leben auch betrogen,
Belogen haben ihn die Menschen,
Die Freunde er genannt, sie haben
Sein redlich Meinen schlimm getäuscht.
Er suchte Menschen und fand kleine,
Im engen Denken stumpfgewordne,
Armselige Philisterseelen —
Und suchte Menschen, groß und gut.
Er sah sie wild und gierig jagen
Nach Geld und Würden, Brot und Orden,
Er sah sie kalt und ohne Ziele
Nur sorgen sich ums eigne Ich. —
Er stand allein, er wandert' einsam,
Verödet, freundlos seine Wege,
Er hatt' verlernt auf Menschenliebe,
Auf die Gerechtigkeit vertrau'n.
„Die Welt ist nichts als eitler Narren
Geschäftig Drängen um den großen,
Mit irdischem Genuß gefüllten,
Pomphaft verzierten Futternapf.
Gerechtigkeit? Der blinde Zufall,
Ein Schicksal, hart und täppisch wahllos,
Regiert die Welt; unbeugsam, grausam
Zertritt sein Fuß das Menschenglück."
Verachten lernte er die Menschen;
Das schien die allerbeste Weisheit,
Den Menschen aus dem Wege gehn
Und stumm erwarten sein Geschick. —
Und dennoch, wie er diesen Schurken
So frech und roh mit stierem Blicke
Dort unten vor den Schranken schaut,
Erfaßt ihn Ekel, packt ihn Scham.
Es kämpft in ihm der Zorn, das Mitleid:
Ist's möglich, daß so tief die Menschen,
Die „Gottgebornen" sinken können?
„Hinweg mit ihm!" „Das ist kein Mensch!" —
Der Richter, der den Vorsitz führet,
Schlägt auf der Akten großes Bündel
Und hält dem schlimmen Burschen höhnisch
Und kalt sein Schuldregister vor:
„Sie haben auch vor einem Jahre
Zwölf Monat' hinter Zuchthausmauern
Gesessen, weil Sie mit zwei andern
Den Goldschmiedsladen ausgeleert."
„Das tat ich nicht." „Ihr Leugnen zeigt nur,
Wie frech Sie sind und tief gesunken.
Ich meine, Ihre Missetaten
Vermehrt die eine nicht zu sehr."
„Ich habe viel verbrochen, Strafe
Erduld' ich wohlverdient, sie rühret
Mich nicht. Den Einbruch aber habe
Ich nicht begangen." „Seht, gekränkt
Fühlt sich die Unschuld." „Damals
Schwur falschen Eid der andre. Unrecht
Hat man mir angetan. Ich schwöre
Euch Rache." Glühnden Auges,
Die Faust geballt, steht jener da.
Wie Wetterleuchten huscht unheimlich
Der heiße Zorn ihm übers Antlitz.
Dann stiert er wieder roh und tierisch,
Gleichgültig stumpf den Boden an. — —
Das Urteil wird gefällt. Dann führt man
Den Missetäter ab und andre
Beruft man vor den Stuhl des Richters,
Bis alle abgeurteilt sind.
Von allem hört der junge Anwalt
Nur wenig noch; in seinem Innern
Steigt's langsam wie ein mildes Leuchten
Empor aus nächtlich tiefen Schatten
Und löst des Herzens Bitterkeit.
Der rohe Bursche will nicht weichen
Aus seiner Seele. Immer wieder
Sieht er des trotz'gen Auges Blitzen,
Der heißen Zornesröte Glut.
„Das tat ich nicht. Man tat mir Unrecht!
Ich schwöre Rache!" — „Ist es möglich,
Daß selbst in diesem nicht erlöschen
Konnt' das Gefühl für Ehr' und Recht,
Dann ist Gerechtigkeit nicht hohle Phrase
Und Menschentum kein schöner Traum nur,
Dann gilt es, in den Menschenseelen
Zum Licht erlösen Menschenrecht! —
Er wandelt langsam seine Straße,
Er sitzt und sinnet lang zu Hause —
Und reckt sich auf zu neuem Glauben
An Menschen und Gerechtigkeit.

Vom Büchertisch.

Wozu leben wir? Fragt ihr euch das nicht? Kein Buch für kleine und große Kinder, nur deutschen Männern zu empfehlen. Von einem Lebenden. Berlin und Leipzig, 1903. Verlag von Friedr. Luckhardt. Preis ℳ. 3.—

Wer nicht in den Tag hineinlebt und seine Lebenszeit nicht so vielfach unnütz vergeuden will, wer etwas wirklich befriedigendes erreichen möchte, ein Leben durchleben, das wirklich lebenswert ist und von dem auch die Mitwelt einen Gewinn hat, wer seine Kinder zu leiblich und sittlich gesunden Menschen heranziehen will, der greife zu diesem Buch! Alle Lebensfragen, alle Lebensziele und -Ideale, der Geist und Zug der Zeit, sie werden hier in helle Beleuchtung gerückt und auf ihren Wert hin geprüft. Religion, Liebe, Gelderwerb, Kunst und Wissenschaft usw. werden in den Bereich dieser geistvollen, hochinteressanten und sittlichernsten Betrachtungen hereinbezogen; das wirklich Wertvolle wird herausgestellt, alles Krankhafte, Unnatürliche und Gefährliche rückhaltlos aufgedeckt, und der Weg gezeigt, wie jeder einzelne und unser ganzes Volk leiblich und geistig und sozial gesunden kann. Auch wer nicht allen Ausführungen des ungemein reichhaltigen und stets packenden, in seinem geistreichen Urteil oft verblüffenden Buche beistimmen kann, wird vielen Gewinn aus der Lektüre ziehen. Das Werk ist so recht dazu angetan, allgemeines Aufsehen zu erregen und daß es ein Sensationswerk ersten Ranges würde, das wäre ihm zu wünschen, oder vielmehr den Tausenden, die daraus Anregung und Anleitung schöpfen können, für sich und die kommenden Geschlechter bessere Zeiten anzubahnen. Der unterhaltendste Roman wird den Leser nicht so fesseln, vor allem ihm nicht in so dankenswerter Weise die Augen öffnen können über das, was schließlich jeder Menischt sucht, — leider fast immer vergebens, — den Weg zur wahren Befriedigung, den Weg zum Glück in diesem Leben! W. M.

Johann Wilhelm Baum. 1809—1878. Ein protestantisches Charakterbild aus dem Elsaß. Von Mathilde Baum, geb. Böckel. Zweite, stark vermehrte Auflage. Straßburg, Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel), 1902. Preis ℳ. 3.

Lebhaft bedaure ich, daß eine längere Erkrankung, die mir alle geistige Beschäftigung verbot, mich hinderte, dieses Buch den Lesern des Protestantenblattes schon früher zu empfehlen. Aber solche Werke veralten nicht! In beschränkterer Fassung ist das Lebensbild im „Deutschen Protestantenblatt" selber (1880, Nr. 1—16) erschienen, und den Anstoß zu einer Buchausgabe empfing die Verfasserin eben aus dessen Leserkreise, der daher das Werk auch ohne besondere Empfehlung mit Freuden begrüßen wird. Leider gibt es Leute, die eine Lebensbeschreibung nicht lesen mögen, infolge verderbten Geschmacks. Sie ahnen nicht, welcher Genuß ihnen entgeht! Ich fand immer, daß die berühmtesten und gelesensten Romane mit den raffiniertesten Konflikten hinter der Wirklichkeit des Lebens an Interesse zurückbleiben. Hier haben wir ein nicht bloß unterhaltendes, bewegtes Lebensbild, sondern auch eine Persönlichkeit, die den Leser zu erwärmen, zu begeistern und zu veredlen vermag. Die vortreffliche, verständnisinnige und liebewarme Darstellung, die stets anregend, erhebend und oft ergreifend wirkt, muß dazu mithelfen, daß dieses schöne Buch auch einem verwöhnten Geschmack einen wirklichen Genuß und eine innere Bereicherung gewährt. W. M.

Predigten einer deutschen Mutter für ihre Kinder. Heidelberg, Verlag von F. W. Rochow, 1900. 92 S.

Diese schon im Jahre 1900 anonym erschienenen 40 Kinderpredigten, denen Pfarrer Freidank in Berlin eine empfehlende Vorrede beigegeben hat, sind mir erst vor einigen Monaten zur Besprechung zugegangen. Wir Mitarbeiter an unserm Sammelbändchen „Junges Christentum" wissen, daß es gar nicht so leicht ist, den für Kinder geeigneten Erbauungston zu treffen. Hier haben wir nun eine Anzahl von kleinen Predigten vor uns, mit denen sich nicht ein Pfarrer in der Kirche an die Kinder seiner Gemeinde wendet, sondern eine Mutter etwa am Frühstückstisch an die Ihrigen. Sie können gewiß auch in anderen Familien mit Segen zu schlichter, herzlicher Morgenandacht benutzt werden. Manche dieser Andachten sind nicht Predigten, sondern kurze Gebete, einige andere sind wohl etwas zu lang für kleinere Kinder, und

solche, die frühzeitig in der Schule sein müssen, aber die meisten haben das rechte Maß (1—2 Druckseiten). Die Verfasserin ist keine historisch-kritische Theologin, aber wo sie sich in dogmatischen Formen bewegt, die wir nicht mehr ganz zutreffend finden, erscheinen uns diese doch nie als Versteinerungen, sondern als natürlich gewachsene, nicht zu dicke Rinden, innerhalb deren frischer Lebenssaft quillt. Das Dogma wird nie breit getreten, als kaudinisches Joch aufgerichtet; ja, unwillkürlich geht die Verfasserin an manchem Dogma vorüber, das die strenge Orthodoxie nicht genug betonen kann, und das nun einmal dem sittlich-religiösen Empfinden und Denken des modernen Menschen widerstrebt. So fehlt in der Charfreitagsbetrachtung das stellvertretende Sühnopfer ganz. Als einen Beweis für den unbefangenen, gesunden Sinn der Verfasserin führe ich zum Schluß einen Satz aus der 18. Betrachtung („Gottvertrauen") an: „Wir kennen Gottes Naturgesetze und haben uns ihnen zu beugen. Wollten wir fordern, daß Gott um unsrer Laune willen ein Naturgesetz aufheben sollte, das wäre Anmaßung und frevelhafter Ungehorsam."

Leipzig. P. Mehlhorn.

Johannes Biegler. Herr, lehre uns beten. Vollständiges Gebetbuch für alle Morgen und Abende der Woche in zehnfacher Abwechslung, für die Festtage, für Beicht- und Kommuniontage, sowie für besondere Zeiten und Lagen. Leipzig bei G. Strübig. 346 S.

Dieses sehr reichhaltige Gebetbuch wird für die Kreise des Protestantenblattes schon darum unmöglich sein, weil ein sehr großer Teil der Gebete sich an Jesus richtet, z. B. die Ostergebete alle. Wir können wie Jesus nur zu Gott beten, nicht auch zu dem, der uns das Beten zum Vater gelehrt hat. Auch abgesehen von der für uns unmöglichen Gebetsadresse ist orthodoxe Dogmatik, die in Gebetsform umgegossen ist, nicht geeignet, uns zum Mitbeten zu stimmen; man höre nur aus einem Weihnachtsgebet die Worte an Jesus „O, wunderbarer Gott, der du den Glanz deiner Gottheit unter dem Gewande unserer menschlichen Natur verbirgst, damit wir mit Liebe und Vertrauen dir nahen möchten, erfülle mit inniger Andacht unsere Seelen, zu deren Erlösung du in dieses Tal der Tränen herabgekommen bist." (S. 159). Manches ist nach katholischem Muster, z. B. wenn man Morgens während des Waschens beten soll „Wasche mich wohl von meiner Missetat und reinige mich von meiner Sünde" (Ps. 51, 4. S. 5); ferner wenn „beim Stundenschlag", „unter dem Mittagsgeläute", „beim Abendläuten", „beim Auskleiden" gebetet werden soll, bei letzterem z. B. „ach Herr, entkleide meine Seele von der Sünde und besonders von jenen Neigungen, die dir mißfallen". Ähnliches kann man in jedem katholischen Katechismus finden. Dasselbe ist zu sagen von den „Anleitungen zur Selbstprüfung" an „Beichttagen", „Anmutungen während der Feier des heiligen Abendmahls" u. a. Das Beste in dem Buche ist die geschickte und reiche Auswahl von Bibelstücken, namentlich von Psalmen. L. R.

Fr. Naumann. Gotteshilfe. Gesammelte Andachten. 4. Bd. Andachten aus dem Jahre 1898, 2. durchgesehene Auflage. Göttingen bei Vandenhoeck u. Ruprecht 1903.

Das sind die herrlichsten Andachten, die ich bisher gefunden habe. Ich empfinde es als ein wahres Glück, daß mir Naumannsche Andachten noch ganz neu sind, und ich sie mit unverbrauchter Herzensfreude genießen kann. Man wird so froh und so stark dabei. Dieser Mann beherrscht mit gleicher Virtuosität die biblische Religiosität und den modern-deutschen Sprachausdruck dafür; auch das Abstrakte vermag er durch seine poetische Gestaltungskraft plastisch vor die Seele zu stellen. Dabei steht er aber mit beiden Füßen mitten im wirklichen Leben, über dessen Härten, Kämpfe, Fragen und Bedürfnisse sich der Sozialpolitiker keiner Täuschung hingibt. Es sind Andachten, wie wir modernen Menschen sie brauchen. L. R.

Johannes Arthur. Jeremia. Dramatisches Gedicht in fünf Akten, Tübingen und Leipzig bei Mohr (Paul Siebeck). 1903. M. 1,50.

Das Lebensschicksal des Jeremias, das in die Tragödie des Untergangs von Juda mitverflochten ist, bietet ohne Zweifel einen dramatischen Stoff ersten Ranges dar. Man muß sich nur wundern, daß von unseren großen Geistern noch keiner gestaltend über diesen Stoff gekommen ist. Nun ist ein kleiner Geist darüber gekommen, dem es denn auch glücklich gelungen ist, alles, den großen Mann, sein gewaltiges Ringen um die Seele seines Volkes, die Größe seines Schmerzes und seines Schicksals klein darzustellen. Bei Johannes Arthur ist man sicher: wir müssen eines andern warten, der dem großen Stoff besser gewachsen ist. L. R.

Schöpfung und Entstehung der Welt. Darvinismus und Christentum. Zwei Vorträge von Dr. G. Riehm. 9.—10. Tausend. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht.

Die beiden Vorträge sind wohl geeignet, ihren Platz in der Göttinger Arbeiterbibliothek auszufüllen, sofern sie in sehr klarer anschaulicher Weise in die Gedankenwelt und die Arbeit der modernen Naturwissenschaft einführen, ohne daß dabei der Verdacht begründet wäre, als würde dem Arbeiter etwas vorenthalten. Es ist ihnen daher ihr Erfolg wohl zu gönnen. Eine andere Frage ist die, ob der moderne Arbeiter sich dabei beruhigen wird, wenn neben den Empirismus der Naturwissenschaft, der eben bloß mit materiellen Größen rechnet, unvermittelt der populäre Gottesglaube gestellt wird als des Rätsels Lösung: der lebendige Gott muß aus dem toten Stoff das Leben herauszaubern, das sich dann selbständig zum Menschen hinauf entwickelt. Wir halten den philosophischen Trieb in der denkenden Arbeiterschaft doch für zu stark, als das ihr dieser deus ex machina genügen könnte. Wird die pantheistische Fühlweise — unserer Geheimreligion — einfach ignoriert, statt in richtige Bahnen geleitet zu werden, so wird sie als geheime und deshalb um so wirkungsvollere und einflußreichere Grundstimmung neben der offiziösen Denkweise sich behaupten; der Zweifel ist wohl für den Augenblick beschwichtigt, bricht aber zu gegebener Zeit um so stärker hervor. Mehr als temporäre Bedeutung haben die Vorträge also nicht.

Br. R. Fl.

Wie der Verlag Wartburg (Inhaber: Werner Verlag) in Berlin uns mitteilt, ist das bei ihm erschienene von Pastor **Werckshagen** herausgegebene zweibändige Prachtwerk: **Der Protestantismus am Ende des XIX. Jahrhunderts in Wort und Bild,** nunmehr im Preise herabgesetzt worden. Es kostete bisher 60 M., ist jetzt aber in gleicher Ausstattung für 30 M. zu haben. Bekanntlich hat S. Maj. der Kaiser für dieses großartige Jubiläumswerk vor Jahresfrist den Betrag von 6000 M. bewilligt.

Gustav Portig. Die Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung unter Berücksichtigung des neuesten Standes der Naturwissenschaft. Stuttgart. Max Kielmann, 1904. 105 S. 1,40 M.

Dieses Heft ist ein Teil des in der Ausarbeitung begriffenen zweiten Bandes von des Verfassers Werk „Das Weltgesetz des kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen der Natur und des Geistes." Der erste Band hatte das Gesetz in der Mathematik, Physik und Chemie behandelt. Eine großartige Kenntnis der Philosophie und Naturwissenschaft, eine Wärme und ein Ernst, welche Ehrerbietung abnötigen, eine Schreibweise, die gerade das Schwerste oft bewundernswert einfach sagt, zeichnet den hochbetagten Verfasser aus; aber ein abschließendes Urteil wird sich erst geben lassen, wenn das Werk vollständig vorliegt. Man wird sehr viel aus ihm lernen können, aber es wird wohl kaum jemanden geben, der es ganz acceptiert. Vieles bleibt doch dunkel und unbewiesen, z. B. die Zahlengesetze, die doch etwas zu mystisch sind und den meisten Philosophen noch lange nicht als das Endresultat der mathematischen Wissenschaft erscheinen werden, sodann die entschiedene Ablehnung des Monismus als einer minderwertigen, die Betonung des Dualismus als der eo ipso höheren Weltanschauung. Warum muß das so sein? fragt man sich immer vergeblich. Tatsache ist und bleibt doch, daß wir, mögen wir auch alle noch irgendwie im Dualismus drinstecken, prinzipiell dem Monismus zustreben — falls wir nicht einfach die Welt mit unbewiesenen philosophischen Dogmen zunageln mögen. Wir stimmen dem ehrwürdigen Verfasser darin durchaus zu, daß wir eine Universalwissenschaft, welche das Weltall umfaßt, erstreben sollen. Aber wer vermag sie denn schon zu schreiben? Ein Versuch kann doch kaum mehr als persönlichen Wert beanspruchen. Es ist ja alles wieder im Fluß. Man lese den neulich im Hamburger Protestantenverein gehaltenen Vortrag des Physikprofessors J. Classen über „Naturwissenschaftliche Erkenntnis und Gottesglaube" (Hamburg 1903, C. Boysen), der die modernen Probleme über die Wissenschaft vom Größten und vom Kleinsten beleuchtet. Freilich — das ist auch Portigs Überzeugung — der Theismus an sich ist unabhängig von den Fortschritten der Naturerkenntnis.

Hamburg. Hermann Groos.

König, Eduard, Dr. D. Prof., Bonn: Die Gottesfrage und der Ursprung des Alten Testaments. Gr. Lichterfelde, E. Runge. 57 S. 0,80 M.

In neuem Gewande tritt König seinem Leserkreis gegenüber. Er ist bei den Poeten in die Schule gegangen. Man erkennt in der Einleitung den mit Bienenfleiß sammelnden und gleichsam Herbarien schaffenden Verfasser vom „Lehrgebäude der hebräischen Sprache" nicht wieder. „Ein Sturm hat, so wird es uns erzählt, durch Wald und Dorf geraft. Da knickten Sträucher, da brachen Äste, da bogen Bäume sich mit ihren Wipfeln fast bis auf den Erdboden herab", so der Anfang. Das Alte Testament wird mit der Friedenseiche verglichen, obwohl es schwer ist für einen Sterblichen, den Vergleichungspunkt herauszufinden. Die Stürme, die dagegen brausten, sind: die moderne Weltanschauung, die kritische Geschichtsforschung und die Kulturbedeutung Babels, wie sie von Delitzsch und Winkler betont wird. Besonders scharf geht er mit der Flutsage ins Gericht. Das natürlich religiöse Gefühl, so meint er, fühle sich verletzt durch die Form der Götterdarstellungen und durch die Sonderinteressen der einzelnen Gottheiten. Gilt aber nicht dann dasselbe auch von Ex. 11, 2, wo Jehovah dem Volke den Auftrag geben läßt, daß sie sich von den Ägyptern Schmuckgegenstände leihen sollen, um so ihre Feinde zu betrügen, oder wenn Mose auf Jehovas Geheiß den Auszug des Volkes durch Vorspiegelung einer Festfeier erschleichen will? So wenig wir die sittlichen Zustände und Anschauungen des Altertums nach modernen Maßstäben messen dürfen, so wenig auch die religiösen. Höchst sonderbar berührt schließlich noch die Rechtfertigung der wilden Rachgier der Juden; Worte wie: „Tochter Babel du Verwüsterin, wohl dem der dir vergilt, was du uns getan, wohl dem, der deine Kinder packt und zerschmettert sie an den Felsen" S. 137, 8 f., werden auf „die lichte Glut des Eifers für Gott" zurückgeführt wird, anstatt sie als das zu bezeichnen was sie sind, Ausdrücke heftigster Leidenschaft und wildester Rachgier, die bekanntlich den Juden eigentümlich war.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 1.

Bremen
Berlin.

2. Januar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: 1903. Ein Rückblick. — Aus Braunschweig: Geistliche Schulaufsicht. Freier kirchlicher Verein. Ferienkurse. — Sächsischer Nebel. Aus dem Königreich. — Nachrichten. — Notiz. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

— 1903. —

Ein Rückblick.

„Von der Pastorenkirche zur Volkskirche", auf diesem guten Wege hat uns das vergangene Jahr manchen Schritt weiter gebracht. Die Teilnahme des Volkes an den Aktionen der offiziellen Kirche ist freilich gering, aber der Wunsch, sich Rechenschaft zu geben von seiner Religion und seinem Christentum, bewegt viele Kreise des Volkes.

Am 12. Januar hielt Professor Delitzsch seinen zweiten Vortrag über Babel und Bibel in der Deutschen Orientgesellschaft in Gegenwart des Kaisers und seines Hofes, und alsbald ergoß sich eine Flut von Vorträgen, Zeitungsartikeln und Broschüren über uns, die immer neues Interesse fanden. Von den Äußerungen im Babel und Bibelstreit standen der Brief des Kaisers an den Admiral Hollmann am 15. Februar 1903 und ein Artikel Professor Harnacks in den Preußischen Jahrbüchern (Heft 3) im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Harnacks Artikel, gewichtig genug im Urteil der Menschen, konnte doch bei seiner eigentümlichen Formulierung der Lehre von Christus und mit der phantastischen Hoffnung einer allgemeinen Einigung der Christen, auch der römischen, im Bekenntnis zum Evangelium Jesu keinen Fortschritt zur Klarheit bringen und die unverbesserlichen Optimisten, die aus der freien Art, die aus dem Kaiserbrief sprach, und die man zusammenhielt mit der Görlitzer Äußerung über die Fortbildung der Religion, wie aus dem Verkehr des Kaisers mit Harnack und Delitzsch, Konsequenzen hofften für die gerechtere Behandlung der freien Richtung in der Kirche, müssen endlich einsehen, daß solche Kaiserworte, wie noch die letzte prächtige Rede an seine konfirmierten Söhne, Privatäußerungen sein wollen. Und das ist gut so! Denn die in unserer Zeit umgehenden Fragen können und sollen weder durch das Wort einer gelehrten Autorität noch gar durch ein kaiserliches Machtwort entschieden werden, sie müssen getragen und ausgetragen werden. Arbeit gilt es jetzt: der Gemeinde die reichen Erträge der theologischen Wissenschaft des vergangenen Jahrhunderts aufzuschließen, damit sie zu eigenem Urteil fähig werde.

Solche Arbeit ist an verschiedenen Stellen aufgenommen worden. Der Protestantenverein hat, treu seinem Programm, diesen Dienst der Gemeinde getan, auch der Evangelische Bund ist ihm zur Seite getreten, Ferienkurse in Bonn, Hannover, Braunschweig, Chemnitz, Berlin haben Zuhörer aus Laienkreisen angezogen. In Dortmund hat man mit großem Erfolg Diskussionsabende eingerichtet. In Solingen hat Privatdozent Lic. Weinel schon im vergangenen Jahre eine Reihe Vorträge gehalten über Jesus im neunzehnten Jahrhundert, er hat in diesem Jahre sich auf Angriffe von positiver Seite rechtfertigen müssen und die Bewegung in der Bevölkerung ist noch immer nicht zur Ruhe gekommen.

Solche Bewegungen, wie sie auch in Dortmund, in Hamburg durch den Protest des Pastors Glage gegen Vorträge des Protestantenvereins entstanden sind, dürfen uns nicht erschrecken, sie müssen uns freuen, wir wünschten, sie würden allgemeiner, aber sie verlören auch die Schärfe und Bitterkeit, die von den Gegnern, die mit Vorwürfen der Friedensstörung, des Unglaubens, der Vernichtung des Glaubens immer bei der Hand sind, hineingebracht werden. Mögen sie ihre Gedanken doch auch in ehrlichem, freiem Gegensatz zum Ausdruck bringen, wie auf dem positiven Ferienkursus in Berlin und Braunschweig oder in Vorträgen durch ihre Anhänger in Hamburg.

Möchten die Verhandlungen des Protestantentages im Herbst 1904 in Berlin diesen Verein, dessen Zeit jetzt gerade gekommen ist, zu neuer Arbeit im Großen führen, möchte aber auch die Einsicht unserer Regierung in Staat und Kirche zunehmen, daß solche Volksbewegungen nicht unterdrückt werden können, daß sie nur irregeleitet werden müssen, wenn versucht wird, den Berufenen den Mund zu verbieten.

Das ist versucht worden im Fall Weinel, das hat das Breslauer Konsistorium im Fall Franke getan, das steht doch auch im Hintergrunde beim Fall Heyn, der nun seit dem 18. Februar 1902 unerledigt ist. Das scheint auch zu verhindern, daß, wie es nach dem Kaiserbrief hieß, die festen Ergebnisse der alttestamentlichen Forschung nun auch in die Schul- und Lehrbücher aufgenommen werden.

Man kann bitter werden. Wenn eine Försterstelle vakant werden soll, wird sie lange vorher ausgeschrieben. Das Getier des Waldes kann auf seinen Pfleger nicht warten. Aber ob tausende nach dem alten Wesen eher lernen die Bibel verspotten denn sie lieben, ob Gemeinden monate-, ja jahrelang sich mit Vertretungen behelfen müssen, die bei aller Treue das geordnete Amt nicht ersetzen, das bringt den träge funktionierenden Mechanismus der kirchlichen Verwaltung noch lange nicht in schnelleren Gang.

Freilich, wenn eine irdische Majestät wünscht, dann geht es rasch, wie mit der Begründung des Deutschen evangelischen Kirchenausschusses. Gar schnell ward er gemacht — doch ist er nicht geworden und das ist's, was uns an ihm nicht gefallen mag. Die evangelische Gemeinde, aus deren Wunsch und Willen er nicht erwachsen ist, weiß zunächst nichts von ihm und kümmert sich um ihn nicht; ebenso wie die Verhandlungen der preußischen Generalsynode eindruckslos geblieben sind auf die Gemeinde. Höchstens die Debatte über die Professorenfrage, die durch Verhandlungen im Herrenhause und in der Augustkonferenz, wie der letzten Brandenburgischen Provinzialsynode angekündigt waren, erweckten allgemeines Interesse, doch werden sie vermutlich ohne praktischen Wert sein, nur daß ihre Art geeignet war, die Achtung vor der offiziellen Vertretung der protestantischen Kirche Preußens in den Augen des Inlandes und Auslandes, bei aller notwendigen Anerkennung ihres Fleißes, herabzusetzen. Bis auf ein Mitglied, das liberal war, gehörten alle Mitglieder der Rechten oder der Mittelpartei an, die Synode war also durchaus keine Vertretung der Gesamtheit der kirchlichen Gemeindeglieder, unter denen die freiere Richtung unzweifelhaft vorherrscht.

Während die Kreise, die in der „Christlichen Welt"

ihr Organ haben, einen Zusammenschluß suchen, herrscht unter den Orthodoxen Zwiespalt und Zerfahrenheit. Die notwendige Stellungnahme zur Wissenschaft überhaupt, die Schwärmerei für Gemeinschaftskreise, andererseits das Festhalten am geordneten Amt im Sinne lutherischer Orthodoxie, die lutherisch-konfessionellen Sonderbestrebungen, wie die Einigungsversuche, lassen immer schärfere Gegensätze hervortreten, die freilich zu verschwinden scheinen, wo es das Idol und Phantasiegebilde des „Bekenntnisses", das nicht existiert, zu verteidigen gilt gegen Angriffe der Geschichte und der Vernunft, die aber bei ihrer Aussprache in Gemeindeblättern eine Erweichung der Orthodoxie vorbereiten, wenn sie auch ihre Auflösung nicht herbeiführen können.

Die großen Tagungen des Gustav Adolf-Vereins in Hamburg, des Evangelischen Bundes in Ulm, der Inneren Mission in Braunschweig, wichtig in ihrer Bedeutung für die stetig fortschreitende Los von Rom-Bewegung, des evangelisch-sozialen Kongresses, zum erstenmal unter Professor Harnacks Leitung, in Darmstadt, der freien kirchlich-sozialen Konferenz in Berlin, boten viel Bedeutsames im einzelnen, sind aber noch allzusehr unter dem überwiegenden Einfluß der Pastoren, um wirklich Gemeindestimmungen darzustellen und tiefgehende Teilnahme in Laienkreisen zu wecken. Der Pfarrervereinstag, mit einer scharfen Debatte über die unfreie Haltung des preußischen Kirchenregiments gegenüber der romfreundlichen Staatsregierung, hat eine Weile die öffentliche Meinung beschäftigt. Rückzugserklärungen ließen das Interesse bald erlöschen.

Tiefer, wenn auch nicht allzutief, ging die Bewegung gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, die Graf Bülow am 3. Februar im Reichstag zugesagt hatte. Aus allen Gegenden des Deutschen Reiches kamen Proteste und die Zusage ward nicht erfüllt. Kann man sich dieser protestantischen Bewegung freuen (man mag über den § 2 denken wie man will), so wird man sich nicht einbilden, daß die Gesamtheit der evangelischen Gemeinden und alle Glieder derselben an ihr teil hatten. Dazu muß es noch schlimmer kommen, es muß noch mehr als bisher der Protestantismus beiseite geschoben werden, aus Rücksicht auf den zentrumsmächtigen Ultramontanismus. Der Trierer Schulstreit, der durch eine Verfügung des Bischofs Korum, der den Katholiken es aufs Gewissen legte, ihre Kinder nicht in paritätische Schulen zu bringen, angefacht wurde, die Vorstöße, die gegen einzelne Geschichtslehrer oder Lehrbücher in paritätischen Schulen unternommen wurden, die Forderungen nach konfessionell-katholischen Schulen in weit überwiegend evangelischen Gebieten erscheinen bei dem Bevorstehen eines neuen Schulgesetzes als Vorpostengefechte für einen ernsten Kampf um die deutsche Schule, dem wir entgegengehen. Solcher Kampf darf aber nicht nur die Pastoren, er muß die Lehrer, die Eltern, er muß das deutsche evangelische Volk auf dem Plane finden; er muß geführt werden mit ernstem, klarem Wort, ohne törichte Friedensversicherungen und schwächliche Kompromisse, nicht nur zum Heil der evangelischen, sondern zum Heil auch der katholischen Brüder des Volkes. Uns imponiert es nicht, wenn Katholikentage äußerlich und im einzelnen die Angriffe auf die Protestanten vermeiden, sie sind selbst ein Protest und ein Angriff auf den Protestantismus nicht nur, sondern auf die Einheit des deutschen Volkes. Darum sollten die Protestanten durch solches Vorbild im schneidigen Angriff sich nicht beirren lassen, es gilt nicht den Kampf gegen den einzelnen deutschen Bruder, der katholisch ist, gegen die katholische Konfession, in der noch viel Christentum steckt, sondern gegen eine römische, ultramontangesinnte, in ihrem Wesen unduldsame Priesterschaft für deutsch-protestantische Kultur.

Die Arbeit der Missionen war fleißig und treu, aber bedrängt durch immer wachsende Aufgaben, mit denen die Opfer der heimatlichen Missionsgemeinden nicht Schritt halten wollen. Der im Glauben und in der Arbeit freieste und mutigste, der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hielt ein wohlgelungenes Jahresfest in Görlitz.

Zukunftshoffnungen auf ein neues Wesen und Wachsen der Religion sie mögen uns begeistern. Gegenwartsglaube, der nicht warten kann bis es besser wird, sondern in der gegebenen Lage die Aufgabe Gottes für unser Geschlecht sieht und darum schaffen und wirken muß, das sei unser Teil.

Aus Braunschweig.

Geistliche Schulaufsicht. Freier kirchlicher Verein. Ferienkurse.

Br. Auch in unserem Ländchen ist die Schulaufsicht Gegenstand lebhafter Erörterung geworden. Die Lehrer, zusammengeschlossen in dem zielbewußt geleiteten und sehr rührigen Landeslehrerverein, fordern Beseitigung der Ortsschulaufsicht, für die Bezirke Fachaufsicht, von der sie die Geistlichen ausgeschlossen wissen wollen, und Oberaufsicht durch eine besondere Behörde statt des Konsistoriums, das sie bis jetzt ausübt. Die Lehrer wünschen also, frei zu werden von der bisherigen geistlichen und kirchlichen Bevormundung.

Diesen Bestrebungen steht die Geistlichkeit zum größten Teil ablehnend gegenüber. Wie die meisten Pastoren die standesamtlichen Einrichtungen sehr ungern gesehen haben, weil sie von ihnen eine Minderung ihrer Amtswürde und ihres Einflusses befürchteten; wie sie es nur widerwillig gelitten haben, daß den im Kirchendienst beschäftigten Lehrern die niederen Küsterdienste abgenommen wurden, weil diese Männer hierdurch der pastoralen Herrschaft etwas mehr entzogen zu werden schienen — so wollen sie auch jetzt durchaus nichts von ihren herkömmlichen Befugnissen aufgeben. Die Kirche, das Christentum ist in Gefahr, wenn die geistliche Schulaufsicht fällt — so lautet ihre Losung.

Damit ist der Standpunkt bezeichnet, den die Evangelisch-lutherische Vereinigung, fast ganz aus Geistlichen bestehend, eingenommen hat. Von ihren Herbstversammlungen zu Kreiensen, Helmstedt und Blankenburg, die sich mit der Schulaufsichtsfrage beschäftigt haben, waren andere Erklärungen nicht zu erwarten.

Der Freie Kirchliche Verein, der die liberale Minderheit der Braunschweiger Pastoren und einen Superintendenten, übrigens aber mehr Laien als Geistliche umfaßt, hat eine Beschlußfassung über die Angelegenheit trotz des Drängens der Lehrerschaft noch ausgesetzt. Wenn auch die meisten seiner Mitglieder wünschen, daß die Wünsche der Lehrer erfüllt werden, so ist doch ein nicht geringer Teil anderer Meinung. Vielleicht wird außer der Hauptversammlung, die im Oktober zu Braunschweig stattgefunden hat, demnächst eine öffentliche Versammlung anberaumt werden, um den beiden Richtungen Gelegenheit zur Aussprache zu geben.

Der Landespredigerverein hat es zu keiner klaren Stellungnahme gebracht. Auf einer außerordentlichen Generalversammlung Ende November wurde nach erregten Verhandlungen schließlich als Überzeugung aller Mitglieder ausgesprochen, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen aus praktischen Gründen die bestehende geistliche Schulaufsicht für unser Herzogtum beizubehalten ist. Daneben wurde aber von den in der Minderheit befindlichen Gegnern der geistlichen Schulaufsicht zu Protokoll erklärt, daß man für jene Resolution nur in einem ganz bestimmten Sinn stimmen könne. Man hielte grundsätzlich an der Überzeugung fest, daß die geistliche Schulaufsicht, auch die Lokalschulaufsicht, auf die Dauer nicht aufrecht erhalten werden könne. Wenn man heute ihre vorläufige

Fortdauer billige, so geschehe dies nur deshalb, weil die Vorbedingungen für eine Änderung noch nicht gegeben sind, insbesondere weil die Geldmittel für eine Neuordnung noch fehlen.

Der Beschluß des Landespredigervereins kam in Einmütigkeit nur zustande, indem man sich auf die Beurteilung der tatsächlichen augenblicklichen Verhältnisse im Lande beschränkte. Für die Zukunft hat er keine Bedeutung. Zunächst wird die geistliche Schulaufsicht im wesentlichen unverändert weiter bestehen. Es ist eben kein Geld vorhanden, auch nicht in Aussicht für die durch die Umgestaltung geforderten neuen Beamten. Indessen ist nich zu bezweifeln, daß in absehbarer Zeit auch Braunschweig die Wünsche der Lehrer erfüllen wird. Daß die Geistlichen sich dagegen sträuben, wird daran nichts ändern. Das entscheidende Wort hat der Landtag zu sprechen. Wenn der erst will und kann, dann ist's mit der jetzigen Ordnung vorbei.

Der Freie Kirchliche Verein hielt seine Jahresversammlung im Oktober. Ihre Tagesordnung war bestimmt durch den Kongreß für Innere Mission, der im September zu Braunschweig stattgefunden hatte. Es wurde die Stellung der freien kirchlichen Richtung zur Inneren Mission besprochen und eine tatkräftige Mitarbeit der liberalen Kreise für nötig befunden, jedoch nicht ohne Warnung vor orthodoxen und pietistischen Auswüchsen.

Der Braunschweigisch-Hannoversche Ferienkursus, der zwischen Braunschweig und Hannover wechselt, hatte im Oktober in Hannover eine große Zahl von Geistlichen zusammengeführt, die aufs höchste befriedigt wurden durch die vorzüglichen Vorträge. und anregenden Erörterungen. Leider war die Beteiligung von Braunschweig aus sehr schwach. Hoffentlich kommen die Hannoveraner darum doch im nächsten Jahre zu uns.

Die Orthodoxie hat wieder, wie 1902, ihren eigenen Ferienkursus veranstaltet, und zwar beidemal in Braunschweig. Man hat anfänglich auf liberaler Seite diese Absonderung bedauert. Aber es stellt sich heraus, daß sie ihr Gutes hat. Hier, wo sie unter sich sind, kommen unsere Orthodoxen mit vollem Vertrauen und bereit, sich belehren zu lassen. Hier hören sie denn auch mit Behagen manches kräftige Wort gegen die bösen, ungläubigen Liberalen. Aber sie hören doch mehr. Aus dem Munde der von ihnen berufenen Universitätslehrer müssen sie sich sagen lassen, daß die Bibelkritik ihr Recht hat, die alte Inspirationslehre gefallen ist, die metaphysische Christologie zurückgeschoben, die Rechtfertigungslehre umgedeutet wird. Sie staunen darüber, sie fragen ängstlich, wie sie mit solcher Theologie vor den Gemeinden sich helfen sollen; aber, besonders wenn jährlich diese Beeinflussung erneuert wird, im ganzen werden sie dadurch freieren Anschauungen zugänglicher gemacht. Entschieden liberale Vorträge könnten das nicht bewirken. Darum begrüßen wir die orthodoxen Ferienkurse mit Freuden.

Im allgemeinen ist das kirchliche Leben des letzten Jahres ruhig verlaufen. Übers Jahr aber kommen die Synodalwahlen. Dann giebt's wohl wieder Aufregung und Kampf.

Sächsischer Nebel.

Aus dem Königreich.

Man schreibt uns: Der „sächsische Nebel", dessen vor etlichen Wochen im „Protestantenblatt" gedacht wurde, hat sich seitdem noch sehr verdichtet. Ja, es steht eben so, daß man sich an das Wort in Schillers Kassandra erinnert fühlt: „Und des Donners Wolken hangen schwer herab auf Ilion." Ich will zu dessen Erhärtung und Erklärung nicht auf das damals Gesagte und Allbekannte zurückkommen. Nur das Neueste, und dies nur, soweit es auch über die Grenzen unseres armen Landes hinaus von Interesse ist. „Unseres armen Landes?" Ja, so nenne ich Sachsen — nicht wegen der Schuldenlast, die von Jahr zu Jahr wächst, denn davon werden auch andere Länder gedrückt, sondern wegen der Unwahrheit, die in ihm vorherrscht und das öffentliche Leben je länger desto mehr vergiftet. Oder ist es nicht eine Unwahrheit, von sächsischer „Volksvertretung" zu reden, wenn durch ein reaktionäres Wahlgesetz dafür gesorgt ist, daß der größte Teil des Volks es nicht zu einem einzigen Vertreter seiner Interessen bringen kann? Man sollte meinen, auch dem Blödesten müßte das einleuchten, wenn er bedenkt, daß dasselbe Volk im Reichstag nur durch sozialistische Abgeordnete vertreten ist. „Ja, das ist's eben", sagen die klugen konservativen Sachsen, „was wir im engern Vaterland verhüten wollen", und demgemäß wird nun regiert. Zu welchen Mißgriffen und zu welcher Verbitterung ein solches Regiment führt, zeigt sich in der einst blühenden, jetzt nahezu ruinierten Fabrikstadt Crimmitschau. Siebentausend Weber sind da ausgesperrt, weil sie gern täglich zehn Stunden arbeiten wollen, aber die elfte gern frei in ihrer Familie verleben möchten. Die Arbeitgeber wollen ihnen diese Stunde nicht gönnen, und infolgedessen steht in Crimmitschau seit 16 Wochen die Arbeit still und jene Tausende sind brotlos. Man wird vielleicht sagen, das ist eine Art häuslichen Streites, der den Unbeteiligten nichts angeht. Ich bin für meine Person nicht der Meinung, sondern vielmehr der des Apostels Paulus: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit, und daß es die Pflicht sowohl des Staats als auch der Kirche ist, in solchem Falle nach Kräften zu vermitteln und zum Frieden zu reden. Nun, der Staat hat ja auch etwas getan. Er hat, obschon sich die 7000 Arbeiter bisher musterhaft verhalten haben, den kleinen Belagerungszustand über die Stadt und nächste Umgebung verhängt und, um ihn aufrecht zu erhalten, 48 Gendarmen geschickt. Das Gesetz, daß den Arbeitern Koalitionsfreiheit sichert, ist suspendiert und neuerdings hat man den Arbeitern auch jede öffentliche Weihnachtsbescherung verboten. Die Kirche aber hat wieder einmal nichts getan. Und nun ist geschehen, was bedauerlich, aber begreiflich ist: Über tausend Arbeiter haben ihren Austritt aus der lutherischen Landeskirche erklärt und andere werden ihnen folgen.

Nachrichten.

Allgemeines.

Evangelischer Bund in Berlin. Die Vorträge dieses Winters finden in der Aula des Königl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums, SW. Kochstraße 13, wie folgt statt: Mittwoch, den 6. Januar, abends 8 Uhr: „Die Entstehung der 5 Bücher Mosis", Professor D. Dr. Kautzsch, Halle. Mittwoch, den 13. Januar, abends 8 Uhr: „Die Propheten Israels als Organ der göttlichen Offenbarung", Professor D. Dr. Oettli, Greifswald. Mittwoch, den 20. Januar, abends 8 Uhr: „Die religiöse Lyrik bei den Hebräern", Professor D. Dr. Gunkel, Berlin. Mittwoch, den 3. Februar, abends 8 Uhr: „Die Geschichte Israels im Rahmen der Weltgeschichte, vornehmlich nach babylonisch-assyrischen und ägyptischen Quellen". Professor Dr. Carl F. Lehmann, Berlin. Eintrittskarten zu 60 Pfg. für jeden Vortrag und zu 2 Mk. für die ganze Vortragsreihe sind in der Geschäftsstelle, Lindenstraße 89 II, von 9—1 und 4—7 Uhr zu haben.

Römisches.

Die Römischen sind vergnügt, daß sie wieder einmal zwei Protestanten, sogar einen Superintendenten a. D. und einen Oberstleutnant a. D. gefunden haben, die zum Frieden mit Rom raten. Es ist traurig, daß immer noch Leute blind sind gegen die schwarze Gefahr und gewiß in ehrlichem Eifer fürs Christentum, aber mit Unverstand sich der Gefahr aussetzen, in ultramontanen Blättern, wie die „Germania" und die „Kreuzzeitung", gelobt zu werden. Dabei fiel uns auf, daß die „Germania" in Berlin, die

„Tremonia" in Dortmund und das „Echo der Gegenwart" in Aachen gleichlautende Leitartikel haben — ein Zeichen für die gute Organisation des römischen Preßwesens und für die Tatsache, daß die geistige Superiorität der Katholiken noch nicht gehoben ist.

Notiz.

Neue Worte Jesu. Wenn diese Zeilen gedruckt sind, werden die Herren Dr. Grenfell und Dr. Hunt, welche die Ausgrabungen in Oxyrhynchus leiteten, wieder zu weiterer Fortsetzung derselben an Ort und Stelle sein. In der letzten Sitzung des „Egypt. Exploration Fund" berichtete ersterer über die Papyrusfunde, an 25 Kisten voll, die aus dem 1. bis 6. Jahrhundert christlichen Zeitalters datieren. In Hiboh, südlich von Kairo, hatten sie unter den Papyri neue Worte Jesu gefunden, welche, wie die früher gefundenen, immer mit den Worten eingeleitet werden: „Jesu sagt". Viele dieser Sprüche waren neu, leider waren die Enden der Zeilen meist verloren. Z. B. „Jesus sagt: Wer sucht, soll mit seinem Suchen nicht aufhören, bis er findet und wenn er findet, wird er sich wundern; durch Wundern wird er das Königreich (des Himmels) erreichen". Eine Variante zu Luc. 11, 52 lautet auf den Papyrus: „Ihr habt den Schlüssel der Erkenntnis verborgen; ihr kamt selbst nicht hinein und denen, die hineintraten, öffnetet ihr nicht!" Einzelne Sprüche erwiesen sich als Antworten Jesu auf Fragen seiner Jünger, interessant durch Abweichungen von bereits überlieferten Texten. Auch findet sich darunter eine Denkschrift aus der Diocletianischen Verfolgung mit einer Erklärung, welche von Christen gefordert wurde, die verdächtig waren, an heidnischen Altären geopfert zu haben.

Vereine und Versammlungen.

Der Berliner Unions-Verein, seit 1848 Vorläufer und seit 1865 Zweigverein des Deutschen Protestantenvereins, veranstaltet auch im nächsten Winter öffentliche, unentgeltliche Vorträge, die in der Aula des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums, Dorotheenstraße 13—14, Freitag abends 8 Uhr gehalten werden sollen. Die diesmaligen Vorträge wollen Bilder aus der Entwicklung des deutschen Protestantismus bis zur Gegenwart vorführen und zuletzt religiöse Hauptfragen unserer Zeit erörtern.

Es werden sprechen am 22. Januar 1904: Pfarrer D. Kirmß über Spener als Erneuerer der evangelischen Frömmigkeit, 29. Januar, Pfarrer Max Fischer über Lessing, den ersten modernen Protestanten, 5. Februar, Pfarrer Lic. Neveling über Herder, einen klassischen Zeugen für die Einheit von Kultur und Christentum in der Zeit der Aufklärung, 12. Februar, Pfarrer Dietrich Graue (Brandenburg) über Schleiermacher als religiöses Genie, 19. Februar, D. Websky über Goethe und Schiller als protestantische Christen, 26. Februar, Pfarrer Dr. Veeck (Bremen) über Strauß und Hengstenberg, Revolution und Reaktion in der protestantischen Theologie des 19. Jahrhunderts und am 4. März, Pfarrer Paul Graue über Religiöse Gegenwartsfragen.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Der Wegweiser.
Kalender des Deutschen Protestantenvereins für das Jahr 1904.
Herausgeg. von Dr. M. Christlieb, Pfarrer in Freistett (Baden).
Oktavformat. 160 Seiten.
Preis 50 Pfg.
In Partien: von 10 Exempl. an à 40 Pfg., von 20 Exempl. an 35 Pfg., von 30 Exempl. an 30 Pfg., 40 Exempl. und mehr à 25 Pfg.
Zu beziehen von dem Schriftführer des Deutschen Protestantenvereins, Pfarrer Mayer, in Kaiserslautern oder von der Hofbuchhandlung von Eugen Crusius in Kaiserslautern.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.
Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Bochumer Gussstahl-Glocken.
Schöner, reiner Ton. — Wesentlich (bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns **um mehr als die Hälfte**) billiger als Bronzeglocken, aber viel weiter tragender Ton und widerstandsfähiger als letztere, auch bei Fall von großer Höhe und Feuersgefahr. — Lange Garantie. — Zweckmäßig und solide gearbeitetes Zubehör. — Bis Ende 1900 4200 Kirchen- und 7000 Signalglocken geliefert. —
Prospekte mit Zeichnungen und vorzüglichen Zeugnissen auf Wunsch.
Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.
Bochum in Westfalen.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde zu Bremen-Hastedt.
Preis brosch. 1.25 Mk., elegant geb. 2.25 Mk.
Die Sammlung enthält 25 Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Bremen. **Verlag von Carl Schünemann.**

Kohlen & Kokes
direkt ab Zeche, daher sehr preiswert, ohne Zwischenhandel; nur erste Qualität.
H. von Bötticher, Hamburg V.

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.
Soeben erschien:
Die Willensfreiheit.
Eine neue Antwort auf eine alte Frage
von
Dr. Adolf Bolliger,
Professor an der Universität Basel.
Geheftet Mk. 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Der
Heimatliebe u. Heimatkunst
dient die
Halbmonatsschrift
Niedersachsen
Wer die Zeitschrift noch nicht kennt, lasse sich Probe-Nummer kommen.
Preis 1/4 jährl. nur M. 1.50.
Man abonniert beim Buchhändler, bei der Post, (Zeitungspreisliste Nr. 5754) oder bei dem unterzeichneten Verleger
Carl Schünemann,
Bremen.

Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.